

Claire Dyer

ALS GESTERN NOCH
MORGEN WAR

Roman

Aus dem Englischen
von Juliane Gräbener-Müller

DROEMER

Die englische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»The Moment« bei Quercus, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2013 Claire Dyer
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2014 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Maren Ziegler

Umschlaggestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © plainpicture/Ingo Kukatz

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-19983-1

*Für
Jez, Jared und Liam*

Dann gehe ich rückwärts in die Liebe,
Fuß nach hinten.

Robert Seatter, Tango

1

So also fängt der Tag an.

Ein Mann rennt durch die Bahnhofshalle der Paddington Station. Offensichtlich ist er spät dran. Vielleicht hat er den Acht-Uhr-sechzehn- statt den Acht-Uhr-zehn-Zug genommen und hetzt nun auf die Treppe Richtung U-Bahn zu, während die Klappen seines Sakkos wie Flügel flattern und seine Aktentasche ihm an den Oberschenkel schlägt. Just als er dem Schild ausweicht, das die Passagiere darauf hinweist, dass Inlineskaten und Fahrradfahren verboten sind und dass sich in diesem Bereich Diebe herumtreiben, vollführt eine junge Frau, eigentlich Kunststudentin von der University of Greenwich, die sich etwas dazuverdienen will und, sehr zu ihrem Leidwesen, angezogen ist wie eine Figur aus einem Thomas-Hardy-Roman, eine abrupte Drehung, um zu dem Stand mit dem Namenszug des Unternehmens zurückzukehren, das beschlossen hat, an diesem Morgen im März kostenlos Joghurtbecher zu verteilen, und stößt dabei mit dem Mann zusammen, woraufhin ihr das Tablett, das sie trägt, auf den Boden fällt, der Mann »Oh!« ruft und Fern Cole, die auf dem Weg hinunter zur Circle und District Line ihren Fuß schon über die oberste Stufe der Rolltreppe hält, sich über die Schulter umblickt.

Genau in diesem Moment, diesem speziellen, winzigen, atemlosen Moment, bevor die Münze umfällt, sieht Fern den Mann, den sie einmal geliebt hat, am anderen

Ende der Bahnhofshalle unter der Abfahrtsanzeigetafel stehen und in ihre Richtung blicken.

Fern muss sich jetzt entscheiden, ob sie den Fuß zurückzieht, sich umdreht, auf den Mann zugeht und sich dabei überlegt, was sie Charmantes und Niveauvolles sagen könnte, so etwas wie: »Ach, Elliott, wie schön, dich zu sehen!«, während sie ihm die Wange genau so hinhält, wie sie es nachmittagelang beim Durchblättern der Klatschspalten im Friseursalon studiert hat, oder ob sie ihren Weg nach unten fortsetzen, die U-Bahn zur Victoria Station nehmen, Juliet treffen und so tun soll, als hätte sie ihn gar nicht gesehen.

Wäre es besser, wenn sie ihre Oyster Card über den Sensor an der Schranke ziehen, zielstrebig den Gang hinuntergehen und so tun würde, als sähe sie sich die Werbeplakate an den Wänden an? Schließlich hatte sie es in den vergangenen fünfundzwanzig Jahren recht erfolgreich geschafft, nicht an ihn zu denken, oder?

Die Zeit, quer durch den Bahnhof zu ihm hinüberzugehen, hätte sie allerdings. Erst in einer Stunde trifft sie sich mit Jules an der Victoria Station. Die Züge hatten genau gepasst: Ferns aus Reading, Jules' aus Kent, dann ihr Plan, zusammen die District Line raus nach Chiswick zu nehmen. Wie seltsam, denkt sie, den Blick auf ihre Stiefel gesenkt – sie sind neu und noch etwas zu eng –, dass die Töpferei den Kurs auf heute verlegt hat. Hätte er, wie geplant, letzten Dienstag stattgefunden, wäre sie jetzt nicht hier, in diesem Schwebezustand, mit dieser Entscheidung konfrontiert. An keinem anderen Tag wäre sie jetzt hier, in diesem Dilemma.

Es ist eine Entscheidung, von der ihr lieber wäre, sie nicht treffen zu müssen. Beim Aufwachen an diesem

Morgen war sie noch in die Gewissheiten ihres Lebens eingebettet gewesen: Jacks regelmäßiger Atem neben ihr, die Form, die er in ihr Bett drückte, das Wissen, dass er, wenn der Wecker klingelte, danach greifen, ihn ausstellen und dann die Hand ausstrecken und leicht auf ihre Hüfte legen würde. Das war vertraut und richtig. Es war das, wofür sie sich entschieden hatte.

Später, als er zur Arbeit aufbrechen wollte und sie gerade am Spülbecken eine Milchflasche auswusch, hatte er sie am Arm berührt. »Heute Abend komme ich, glaube ich, nicht so spät«, hatte er dabei gesagt.

»Ah ja, okay«, hatte sie geantwortet und sich rasch mit einem Lächeln zu ihm umgewandt. Es war nicht nötig, ihn zu mustern. Seine Gesichtszüge waren fest in ihre Netzhaut geprägt.

»Hoffe, du hast einen schönen Tag«, fügte er, an der Tür kurz innehaltend, hinzu.

Sie wusste, dass er versuchte, sich zu erinnern, was sie heute tun würde. Falls es ihm nicht gelang, wäre es aber auch nicht schlimm. Sie würde ihm später davon erzählen. Zwischen ihnen würde so oder so alles in Ordnung sein.

»Danke«, rief sie ihm fröhlich hinterher, als er die Haustür schloss. Sie lauschte in die Stille, die daraufhin folgte, dann hörte sie ihn den Motor anlassen, hörte dessen entferntes Summen und das Geräusch, mit dem er aus der Einfahrt zurückstieß. Sie stellte die Milchflasche auf das Abtropfgitter und trocknete sich die Hände ab. Sie spürte seine Abwesenheit nicht, weil er noch überall präsent war.

Jetzt, am Bahnhof, überlegt Fern, was sie tun soll. Sie weiß, dass ihre Söhne, was immer sie gerade tun, nicht in dem Maße an sie denken wie sie selbst an ihre Söhne, und

dass es so auch sein sollte. Sie scheinen nicht dieselbe Art von Barometer eingebaut zu haben, das bei ihr unmittelbar unter der Haut sitzt. Jenes Ding, das es ihr zu ermöglichen scheint, nun auch über weite Entfernungen hinweg zu fühlen, wie es ihnen geht. Es ist, als hätte sie eine permanent laufende Diashow im Kopf: Bilder von ihnen, wie sie rennen, der Soundtrack ihres Lachens, die Formen, die sie im Leben ihrer Mutter hinterlassen. Die beiden würde es nicht stören, wenn sie auf dem Weg zu ihrem Treffen mit Jules einem alten Freund hallo sagen würde, für sie hätte es nichts zu bedeuten. Für sie selbst sollte es auch keine Bedeutung haben, und Jack wäre es egal. Sie alle hatten sowieso genug aneinander. Nichts davon würde hierdurch bedroht.

Also befreit sie ihren Fuß aus seiner Haltung über der obersten Rolltreppenstufe, dreht sich ruckartig um und weicht mit einem »Entschuldigung« einer verärgert dreinschauenden Frau in einem hellroten Mantel aus, die gerade auf sie zusteurt. Der fade Kupferton ihres schlecht gefärbten Haars beißt sich mit dem Mantel und lässt sie übellaunig aussehen.

Auf dem Weg durch die Bahnhofshalle dorthin, wo Elliott steht, kommt Fern sich ein bisschen vor wie ein Eisenspan, der von einem Magneten angezogen wird. Sie muss zugeben, dass sie neugierig ist, und angesichts dieser Neugier scheinen die Gewissheiten, die ihr Leben stützen, vorübergehend ins Wanken zu geraten. Das hatte sie nicht erwartet.

Außerdem scheint die Luft an diesem Morgen schwerer zu sein als sonst. Sie ist hier immer etwas eigenartig, das weiß Fern, so als pumpte jemand absichtlich künstliche Luft herein: wiederaufbereitet und körnig, unna-

türlich warm. Für sie ist Paddington ein Zwischenort. Niemand bleibt je hier, es ist ein Ziel- oder Startpunkt, ein Ort für Begrüßungen, Abschiede und Durchreisen. Und jetzt, wo die neu überdachten Bahnsteige freigegeben worden sind, die den Bahnhof weit und wesentlich heller machen, ist er noch flüchtiger geworden: Er gehört allen und keinem. Es ist, denkt Fern auf dem Weg zur Abfahrtsanzeigetafel, genau der richtige Ort für diesen Moment, den sie sich allerdings, wie sie zugeben muss, nur sehr selten in den kurzen Ruhepausen inmitten der Wunder ihres Lebens mit Jack und den Jungs vorgestellt hat.

Elliott tritt von einem Fuß auf den anderen und blickt ungeduldig auf die Tafel, so als wollte er sie dazu zwingen, sein Gleis anzukündigen, und Fern fragt sich, ob er sie wohl gesehen hat und jetzt versucht, so schnell wie möglich wegzukommen, um ihr nicht begegnen zu müssen. Vielleicht möchte er, selbst indirekt, nicht an das erinnert werden, was zwischen ihnen passiert ist, wie er vor langer Zeit auf ihr lag, sie ihre Beine um ihn gewunden hatte und er sie auf die weiche Haut an ihrem Hals küsste und ihr Dinge versprach, die er nicht hielt.

Das sind keine guten Gedanken, sagt sie sich und lenkt ihre Aufmerksamkeit darauf, dass er sich anscheinend, jedenfalls aus dieser Entfernung, nicht sehr verändert hat. Er ist immer noch groß, immer noch kräftig, und das findet sie merkwürdig beruhigend.

Sein nur leicht grau meliertes Haar streicht er sich noch mit derselben unbewussten Geste aus dem Gesicht wie als junger Mann, und während sie es wagt, den Blick von ihm weg auf die Postkartenständer vor dem Funky Pigeon zu richten, fragt sie sich für eine Sekunde, wer ihn

wohl in all den Jahren zwischen damals und heute diese Geste hat machen sehen, und spürt, wie ein absurder Stich der Eifersucht sie durchfährt, ein unerwünschtes Gefühl der Verbitterung über all das Unbekannte, das sie jetzt trennt. Sie hat nicht das Recht, so etwas zu fühlen, nicht das geringste Recht.

Als noch ungefähr zwanzig Schritte zwischen ihnen liegen, wittert sie einen Duft, der sie aus unerklärlichen Gründen an Jack erinnert: süßlich und intensiv, wie die Ausdünstung von Nähe unter der Bettdecke, gemischt mit dem hartnäckigen Geruch von U-Bahn-Zügen, der an seinen T-Shirts haftet, wenn sie in der Wäsche landen. Falls sie stehen bleiben will, muss sie es jetzt tun. Jack ist doch ein guter Mann. Ist sie ihm nicht schuldig, die Vergangenheit ruhen zu lassen?

Sie stellt sich vor, wie sie sich abends beim Essen unterhalten. »Ach übrigens«, wird sie sagen, »rat mal, wen ich heute Morgen am Paddington getroffen habe!«

Sie über den Tisch hinweg anblickend, wird er leicht hin sagen: »Keine Ahnung. Wen?«

»Ach, nur einen alten Freund von der Uni. Hat mir bewusst gemacht, wie lange das alles schon her ist!«

Und dabei wird sie lachen und einen Schluck Wein trinken, und die Gewissheiten würden sich wieder um sie herum ordnen, und sie wäre in Sicherheit.

Mit diesem Bild von Jack im Kopf zögert Fern und täuscht vor, in ihrer Handtasche nach etwas zu suchen. Ihre Atmung geht lächerlich schwer, und sie spürt, wie ihr unter dem Jackenkragen der Schweiß ausbricht. Plötzlich fragt sie sich, wo Jugend und Schönheit hin sind. Sie nimmt wahr, wie ein Selbstvertrauen und Lebensfreude versprühender junger Mann, etwa im Alter ihres Sohnes,

mit struppigen Haaren und ausgefranster, tiefhängender Jeans, eine Gitarre lässig über die Schulter gehängt, beschwingten Schrittes an ihr vorbeigeht. Sie schaut ihm nach, dann senkt sie den Blick wieder in ihre Tasche, schiebt ihren Geldbeutel herum, findet ihren Lippenstift, berührt dessen glatte, glänzende Hülle und spürt eine Hand auf ihrem Arm. Sie blickt auf.

»Mein Gott, Fern?« Es ist Elliott. Er ist da. Er lächelt sie an.

»Du!«, ist alles, was Fern antworten kann, den Lippenstift immer noch fest in der Faust.

»Was machst du denn hier?« Sein Lächeln ist wie das, mit dem ein Vater sein Kind bedenkt, das gerade eine Eins in Mathe bekommen hat. Aus irgendeinem Grund ärgert sie das. Wie kann er es wagen, dazustehen und sie so anzusehen!

»Hab heute frei. Treffe mich mit einer Freundin.« Mit dem Lippenstift wedelt sie in Richtung U-Bahn. »Ich wollte gerade...«, sie hält inne, steckt den Lippenstift in ihre Jackentasche und sucht fieberhaft nach einer Erklärung dafür, dass sie die falsche Richtung, weg von der U-Bahn, eingeschlagen hat, »...da rüber.« Sie zeigt auf das Damen-WC-Schild und hofft, beherzt genug gesprochen zu haben, um immer noch so jung und sorglos zu erscheinen, wie sie sich im Rückblick selbst gerne sieht, und nicht als die Frau mittleren Alters mit Familie, Hypothek und Katze, die sie jetzt ist. Was natürlich gar keine Rolle spielen sollte, schließlich ist sie das ja auch, oder? »Und du? Wohin bist du unterwegs?«, fragt sie, den Blick automatisch zu den Tafeln hebend, als versuchte sie, zu erraten, welchen Zug er nehmen will.

»Nach Wales«, sagt er, ohne ihr jedoch weitere Infor-

mationen zu geben, was Fern ihm sofort übelnimmt, denn nach allem, was sie einander einmal bedeutet haben, und angesichts der Überwindung, die es sie gekostet hat, den Weg quer durch die Bahnhofshalle zurückzulegen, auch wenn er noch nicht weiß, dass sie es seinetwegen getan hat, findet sie, dass er ihr eine umfangreichere Erklärung schuldig ist.

»Ah, Wales.« Er fährt also nach Hause, um seine Eltern zu besuchen, zurück in das Haus, in das er sie mitgenommen hatte und in dem sie, als alle zu Bett gegangen waren und nur noch die nächtlichen Knack- und Dehngeräusche des Hauses ihnen Gesellschaft leisteten, gemächlich und leise vor dem gelöschten Kaminfeuer miteinander geschlafen hatten. »Und woher kommst du jetzt?«, fragt sie, die Stimme absichtlich heiter, aber mit einer kaum wahrnehmbaren Spur von Verlegenheit.

»Hastings. Da habe ich jetzt meine Basis.«

So, wie er das sagt, klingt es eher nach einem Militärstützpunkt als nach einem Zuhause, und an seiner Stimme kann sie nicht erkennen, ob diese »Basis« ein Einfamilienhaus mit weißem Tor, Aufsitzrasenmäher und Hund, vermutlich einem Labradormischling, oder eine Junggesellenwohnung in der Stadt mit Milchglastüren und dicken, cremefarbenen Teppichen ist. In ihrer Brust wächst die unerwünschte Blase aus Groll.

»Wie geht es dir? Was gibt's bei dir Neues?« Die Fragen stellt er wie ein Interviewer, und einen Moment lang sieht Fern sie an einem kleinen Couchtisch einander gegenüber sitzen, beide in schwarzen Ledersesseln, er in einem edlen grauen Anzug und sie wie ein Filmstar in einem Hauch von teurem Stoff. In dieser Szene beugt er sich verschwörerisch zu ihr hinüber, und sie ist Emma

Thompson, er Michael Parkinson, und sie wissen, dass sie Teil einer Scharade sind, was ihnen aber gar nichts ausmacht.

Doch wie kann sie ihm in Wirklichkeit antworten? Wie kann sie all die Jahre, die Wochen, die Augenblicke, die jetzt zwischen ihnen schweben, zusammenfassen? Soll sie ihm erzählen, dass gestern ein karamellweicher Frühlingstag war, dass sie sich behutsam über die Ahornsträucher in ihrem Garten gebeugt und gesehen hat, wie deren Blätter sich wie die winzigen Hände von Neugeborenen entfalteten? Soll sie ihm schildern, wie Jack sie morgens, bevor er zur Arbeit ging, am Arm berührte? Dass er nach Zahnpasta roch und dass sie ihn mit dem Hemd in der Hose durch die Küche gehen sah und daran denken musste, wie sie es letzten Sonntag vor dem Bügeln glatt gestrichen hatte? Und was ist mit ihren Söhnen? Wie kann sie beschreiben, was für eine Verbindung sie zu ihnen hat, dass sie deren Schönheit einsaugt und Augenblicke heftiger Panik erlebt, in denen sie fürchtet, ihnen könnte etwas Schreckliches zugestoßen sein? Nein, nichts davon kann sie ihm erzählen, und so sagt sie nur: »Danke, mir geht's gut. Richtig gut.«

»Du siehst prima aus«, bemerkt er.

Tut sie gar nicht, nicht im Vergleich zu damals in der Türkei, als sie sich mit nichts als einer Lederjacke und brauner Haut bekleidet auf ihrem Bett räkelte. Jetzt fühlt sie sich kleiner, dicker, mit einem Hals, der ihrer Großmutter Ehre machen würde.

Sie gibt eine Art Räuspern von sich, kramt in ihrem Gehirn nach etwas Greifbarem, etwas, woran sie sich festhalten kann. Sie holt ihren Lippenstift wieder hervor und steckt ihn in ihre Handtasche. Ohne ihn fühlt ihre

Hand sich seltsam leer an. »Hastings?«, fragt sie. »Seit wann lebst du da?«

Das Gedränge um sie herum schwilkt an und ab, wie in einem Film, in dem die Hauptfiguren wie eingefroren da-stehen und die Bewegung um sie herum beschleunigt wird. Fern kommt es vor, als würden die Minuten sich in rasendem Tempo und zugleich quälend langsam dem Ende einer Frist nähern, von der sie nicht gewusst hatte, dass sie einzuhalten war, einer Entscheidung, von der sie nicht erwartet hatte, dass sie sie würde treffen müssen, jedenfalls nicht heute, vielleicht auch nie.

»Hör mal ...«, sagt er, ohne auf ihre Frage zu antwor-ten, und wirft stattdessen einen Blick auf sein Handy, das er mit einem routinierten Griff hervorholte. Seine Hände sind immer noch so kräftig wie damals, und ganz unwill-kürlich muss sie daran denken, wie sie einmal versuchte, ihm einen Splitter aus dem Daumen zu ziehen, und er wie ein Kind zurückzuckte und wie er dann mit seiner freien Hand über ihre Brustwarzen fuhr und sie das Herauszie-hen des Splitters auf später verschoben. »Hör mal, hättest du Zeit für einen Kaffee? Es ist doch blöd, so hier rumzu-stehen. Falls du nicht in Eile bist, meine ich«, sagt er.

Ist sie nicht, merkt sie, beim Gedanken an jenen Abend rot angelaufen.

Sicher muss sie in Eile sein. Das ist die einzige Art, zu existieren, denkt Fern. Man muss doch heute ständig auf Trab und beschäftigt, jede Minute muss bis zum Rand mit befriedigenden Dingen gefüllt sein. Genau so hat ihr bisheriges Leben mit Jack ausgesehen. Dieser Morgen aber nicht. Heute hat Fern eine halbe Stunde übrig, eine, die sie damit verbringen wollte, auf einer Bank in einer der Nischen am Bahnsteig der Circle Line ihr Buch zu

lesen. Sie würde die vorbeihüpfenden Tauben beobachten und sich Geschichten über die Leute ausdenken, die auf ihre Züge warten. Sie würde ihren Anschluss zur Victoria Station nehmen, wo sie und Jules sich treffen, einander umarmen, sich dicht nebeneinander hinsetzen und nach Chiswick weiterfahren würden. Natürlich hätte sie auch mit dem Auto nach Chiswick fahren können, aber sie und Jules wollten später ein Gläschen Wein zusammen trinken, außerdem wäre die Parkplatzsuche ein Problem gewesen, und so würde sie mehr Zeit mit Jules haben. Das ist es nämlich, was sie eigentlich wollte. Die letzten Male hatten sie immer nur so kurz füreinander Zeit gehabt.

»Das wär schön«, antwortet sie Elliott. »Falls du sicher bist, dass *du* Zeit hast. Wann geht denn dein Zug?«

Wieder nennt er keine Einzelheiten, was bei Fern Erleichterung hervorruft. Hätte er es getan, hätte es den Anschein, als wüsste sie jetzt zu viel, als wäre sie ihm zu nah gekommen, und das wäre nicht erlaubt, nicht jetzt, nicht nach allem. Doch als er sagt: »Gut, dann lass uns da raufgehen, ja?«, und auf ein Café namens Sloe Bar oben an der Rolltreppe neben der Bahnhofsbuchhandlung zeigt, denkt sie darüber nach, was in *Begegnung* passiert wäre, wenn Trevor Howard gesagt hätte: »Mach dir keine Sorgen, Liebling. Ich nehme den nächsten Zug«, und diese kleine Geste, dieser kurze Aufschub ihnen die Zeit gegeben hätte, sich anders zu entscheiden. Hätte Celia trotzdem den Heimweg angetreten, sich an den Kamin gesetzt und die begonnene Stickarbeit beendet? Wäre Trevor in England geblieben? Hätte Celia am Ende für ihn ihre Familie verlassen?

Während Fern und Elliott sich schweigend auf den

Weg machen, muss sie an andere Wege denken, die sie gemeinsam gegangen sind, zum Beispiel ihren ersten um den See auf dem Campus herum. Wie wenig sie damals gewusst hatten! Und dann dieses letzte Mal, als sie nicht spazieren gegangen waren, sondern sie aus dem Zimmer hinausgerannt und er ihr gefolgt war, versucht hatte, mit ihr zu reden, ohne Erfolg.

Jahrelang hat sie nicht mehr an diesen Tag gedacht, aber jetzt wird ihr bewusst, dass der Schmerz von damals, die Wunde des »Was wäre, wenn?« nie ganz weggegangen ist. Sie mag zugedeckt sein, vollständig verheilt ist sie nicht. Unter der Oberfläche ist sie noch immer rosig, fleischig und leicht brennend. Das ist ein Schock, ein unwillkommener Schock, und Fern wünscht sich sehnlich, er möge vergehen.

»Da wären wir«, sagt Elliott, macht einen Schritt zurück und lässt ihr den Vortritt auf die Rolltreppe. Dann folgt er ihr, und sie kann die Hitze seines Blickes in ihrem Rücken spüren. Jetzt wünscht sie sich, sie hätte etwas anderes angezogen, nicht dieses alte Teil, sondern etwas Unkonventionelleres, ein bisschen Verrücktes. Auf dem Anmeldebogen der Töpferei war von bequemer Kleidung die Rede gewesen, von Sachen, die ruhig Tonspritzer abbekommen könnten, aber da es auch geheißen hatte, dass Kittel zur Verfügung gestellt würden, trägt sie nun Jeans, ihren lilafarbenen Pullover, zweckmäßige – wenn auch enge – Stiefel. Wenigstens hat sie sich frisiert und geschminkt und unter Berücksichtigung der Tatsache, dass sie und Jules anschließend noch nach Chiswick gehen wollten, ein bisschen Schmuck angelegt, aber nicht ihren Ehering, den sie in letzter Zeit selten trägt. Irgendwie scheint sie ihn nicht zu brauchen, Jack ist inzwischen wie

ihr eigener Fingerabdruck, tief eingegraben, gleichsam unauslöschlich.

Sie finden einen Tisch auf der Empore. Elliott sitzt mit dem Blick zur Rückseite, sie zur Frontseite des Bahnhofs. Am Tisch neben ihnen tippt ein Mann auf der Tastatur seines Laptops. Fern wüsste gerne, was er da schreibt, wünschte, er würde aufblicken, lächeln und sagen: »Hey, kommen Sie her und lesen Sie das. Ich bin neugierig auf Ihre Meinung.« Doch das tut er nicht, und sie sieht nur seinen kahlen Oberkopf, auf dem sich das Deckenlicht spiegelt. Sie schaut Elliott an und lächelt, oder glaubt jedenfalls, es zu tun, denn sie ist sich nicht sicher, ob sie ihre Gesichtsmuskeln überhaupt unter Kontrolle hat. Was tut sie hier? Wie kommt es, dass der Verlauf dieses Tages sich so schnell so sehr verändert hat?

»Gut«, sagt er, »was hättest du gerne?« Er nimmt die Getränkekarte in die Hand und studiert sie.

»Einen Latte, bitte«, sagt Fern, während sie ihre Tasche nach ihrem Handy durchwühlt. »Macht es dir was aus, wenn ich kurz eine SMS verschicke? Das mit der Zeit geht in Ordnung, wirklich. Ich will Ihnen nur eben Bescheid sagen, das ist alles.«

Warum hat sie *ihnen* und nicht *ihr* gesagt? War es etwas Instinktives, womöglich Selbstschutz? Vielleicht hat es damit zu tun, dass es Jules ist. Ob sie wohl etwas anderes gesagt hätte, wenn es jemand anders gewesen wäre? Vielleicht liegt es aber auch daran, dass der größere Teil von ihr noch rätselhaft und distanziert bleiben will, während nur ein kleiner Part von ihr die Hand auf die seine legen und sagen möchte: »Bitte lass uns damit aufhören, ja? Lass uns aufhören, so zu tun, als wären wir höfliche Fremde, die sich zufällig an einem Dienstag im März am Bahnhof

Paddington begegnet sind, und lieber da weitermachen, wo wir aufgehört haben. Weißt du, Elliott, wenn ich ehrlich bin und obwohl es mir erst in diesem Moment klar wird, ich bin immer noch verdammt wütend auf dich und war es im Grunde die ganze Zeit.«

Aber natürlich äußert sie nichts dergleichen. Sie sagt nur: »Das mit der Zeit geht in Ordnung, wirklich. Ich will ihnen nur eben Bescheid sagen, das ist alles«, und er antwortet: »Klar, mach nur«, während er einem Kellner winkt, der mit gekonntem Schwung an ihren Tisch kommt.

»Einen Americano und einen Latte, bitte«, sagt Elliott, mit dem Finger auf die Getränkekarte deutend.

Unter all den gleich gebliebenen Dingen an ihm hat seine Stimme sich am wenigsten verändert. Wenn Fern die Augen schließt, könnte sie sich an den Punkt zurückversetzen, als alles anfing. »Gerrne«, antwortet der Kellner. »Kuchen oder Gebäck dazu?« Er stammt offenbar aus dem europäischen Osten und hat einen starken, gutturalen Akzent, der bei Fern ein Kribbeln im Nacken verursacht.

Elliott blickt sie über den Tisch hinweg mit hochgezogenen Augenbrauen an und lächelt, woraufhin ihr Herz einen seltsamen Hüpfer vollführt – diesen Gesichtsausdruck hatte sie immer atemberaubend gefunden. Ist das der richtige Ausdruck? Es klingt ein bisschen klischehaft, aber wie soll sie dieses scharfe, einem Stich ähnelnde Gefühl, das ihr den Atem nimmt, wenn sie sieht, wie seine Augenwinkel sich wieder in Falten legen und sein Mund sich langsam zu einem Lächeln verzieht, anders beschreiben? Es ist ein Blick, der ihr einmal viel bedeutet, als dessen Besitzerin sie sich einst gefühlt hat. Sie

schüttelt den Kopf. Sie könnte jetzt nichts essen, weiß nicht, ob sie überhaupt je wieder etwas essen möchte.

Ihr Handy summt: Die SMS an Jules ist verschickt worden. »Komme vllt etw später«, hatte sie geschrieben, »treffe d aber wie vereinb am Victoria.« Fern bleiben jetzt noch ungefähr fünfzehn Minuten, bevor sie gehen muss. Der Kellner schwebt davon.

»Weißt du, wann dein nächster Zug geht?«, fragt sie, während sie mit einem Zuckertütchen herumspielt, das sie sich gegen die Handfläche schlägt, so dass der ganze Zucker sich an einem Ende zu einem festen Klumpen sammelt.

»Ich glaube, um halb zehn fährt noch einer. Mein Ticket ist nicht zuggebunden, deshalb spielt es keine Rolle.«

»Wie lange bleibst du?«

»Weiß ich noch nicht. Vielleicht komme ich heute Abend zurück, vielleicht auch morgen früh.«

»Wie geht es deinen Eltern?«, fragt Fern. In ihrer Erinnerung sind beide mustergültige, fleißige Leute mit leiser, trällernder Stimme und einem großen Herzen. Sie waren die ersten Menschen, die sie davon überzeugt haben, dass die Liebe eine Chance hat, anzudauern. Ihren eigenen Eltern war sie immer zu nah gewesen, um deren Beziehung richtig einschätzen zu können, aber Elliotts Eltern, ja, das waren unbeschwerde, lachende Menschen, um die sie ihn immer beneidet hatte.

»Mum ist vor ungefähr drei Jahren gestorben«, antwortet er, den Blick auf seine Hände gerichtet.

»Ach, das tut mir leid«, sagt sie in völlig unangemessenen Ton. Es entsteht eine Pause. Der Kellner kommt mit ihren Kaffees und stellt sie auf den Tisch. Elliott nimmt seinen Löffel, tippt seitlich an die Tasse.

»Herzkrank.« Er spricht im Flüsterton. »Ewig lange hat sie es uns verheimlicht. Bis es eigentlich schon zu spät war. Ich weiß nicht«, er zuckt leicht, »ob ich ihr das je verzeihen kann.«

Fern hat keine Ahnung, was sie sagen soll. »Und dein Vater«, sagt sie zögernd, »ist er noch ...?«

»Ihm geht es nicht so gut. Deshalb fahre ich auch heute hin. Er lebt jetzt in einem Heim. In unserem Haus gibt es einiges, was ich in Ordnung bringen muss. Ich nehme an, dass es da ziemlich wüst aussieht.« Das sagt er mit einem kurzen, humorlosen Lachen.

»Konnte denn niemand mitfahren? Um zu helfen, meine ich? Was ist mit deinem Bruder?« Fern hält kurz inne, würde gerne sagen: »Mit deiner Frau?«, tut es aber nicht. Stattdessen sagt sie: »Wie sieht's mit Familie aus?«

»Dan ist im Augenblick in den USA. Er hat einen Vertrag mit NBC. Da kann er nicht so einfach weg. Dafür habe ich Verständnis, und es macht mir nichts aus, wirklich.«

Wieder erwähnt er nicht, ob es eine Ehefrau, ob es Kinder gibt, aber deren Nichtvorhandensein ist greifbar: Es sitzt zwischen ihnen auf dem Tisch, die Ellbogen auf den Rand ihrer Untertassen gestützt, und grinst Fern leicht spöttisch an. Sie wünschte, sie könnte es wegwischen. Sie braucht es nicht.

»Wie auch immer.« Elliott richtet sich auf, seine dunkelgrüne Jacke spannt über seinen Schultern. Er streckt die Beine aus. Auch er trägt Jeans, aber seine sieht im Gegensatz zu ihrer aus wie eine zweite Haut, der Saum des rechten Hosenbeins ist leicht ausgefranst. Ach ja, fällt es ihr wieder ein, sein linkes Bein ist etwas länger als das rechte. »Wie auch immer«, wiederholt er, »ge-

nug zu mir. Wie sieht's bei dir aus? Was hast du heute für Pläne? Wie ist es dir ergangen? Bist du noch verheiratet?«

Noch? Woher weiß er, dass sie geheiratet hat? Sie blickt zu ihm auf, spürt, wie die Ungeduld ihren Brustkorb zu sprengen droht. Mann, denkt sie, lass uns das schnell hinter uns bringen, ja? »Bin ich«, sagt sie. »Woher weißt du das?«

»Dan hat es mir erzählt. Er weiß es, glaube ich, von Piers. Sie sind immer noch befreundet. Dan hat mir erzählt, dass du geheiratet hast. Ist schon Jahre her, oder? Wie heißt er doch gleich ... Jack, stimmt's? Deinen neuen Nachnamen hab ich allerdings nie erfahren. Den hat Dan mir nicht gesagt.«

Ja, er heißt Jack. Er ist Jack. Er ist ihr Ehemann, und er ist ein guter Mann. Sie nickt. »Ja«, sagt sie, »er heißt Jack. Wir wohnen in Reading. Er ist selbstständig, leitet Großbaustellen, hauptsächlich in London, aber auch anderswo. Wir haben zwei Söhne, die beide nicht mehr zu Hause leben. Sie studieren, so ist das. Einen Kater haben wir auch!« Dabei lacht sie laut und denkt: Ha! Jetzt weißt du alles, fragt sich, ob er die Ironie in dem sieht, was sie gerade gesagt hat, ob er sich erinnert. Sie nimmt den Kaffee in beide Hände, nur eine zu benutzen, traut sie sich nicht, und trinkt einen Schluck davon. Er ist so warm und mild, dass ihr plötzlich bewusst wird, wie müde sie ist. Am liebsten würde sie jetzt schlafen.

Beim Trinken fragt sie sich, ob Elliott sie je gegoogelt oder auf Facebook gesucht hat. Sie hat seinen Namen nie eingegeben, ist sich aber, wie sie jetzt hier sitzt, nicht sicher, ob es daran lag, dass sie es nicht gebraucht hat, oder ob die Angst vor dem, was sie dort hätte entdecken können, zu groß gewesen ist.

Und sie fühlt sich beobachtet, nicht nur jetzt von sei-

nen graugrünen Augen, sondern immer. So als hätte sie all die Jahre eine Kamera mit sich herumgetragen, die ihm Bilder schickt, ihm ihre Gedanken, ihre Taten zeigt. Sie schaudert.

Sein Handy klingelt. Er drückt eine Taste. »Ja?« Seine Stimme klingt sanft, konspirativ. Fern hört, dass eine Frau am anderen Ende ist. Einzelne Worte kann sie nicht verstehen, aber es ist ein heller, blecherner Klang, jung und atemlos. »Aha, ja, okay«, streut Elliott Antworten in den Strom von Wörtern, der aus der Leitung quillt. Er blickt Fern an und zuckt entschuldigend die Achseln. Schließlich sagt er: »Ich ruf dich aus dem Zug an. Erst mal muss ich meine Pläne durchdenken. Ist das in Ordnung? ... Na gut, okay. Ja. Dann mach's gut, Liebes ... Ja, wir telefonieren später.«

Er legt das Handy wieder auf den Tisch. Ferns Blick fällt auf die Uhr. In fünf Minuten muss sie gehen.

»Meine Tochter«, sagt Elliott. »Sie führt ein sehr kompliziertes Leben. Alles muss sofort passieren, auf der Stelle. Kennst du diesen Typ Mensch?« Mit einem verlegenen Lachen streicht er sich die Haare aus dem Gesicht. Weiter sagt er ihr nichts: weder den Namen der Tochter noch den der Mutter, auch nicht, ob er verheiratet ist und wenn ja, mit wem. Falls er es ist, trägt er keinen Ring; das glaubt sie bereits bemerkt zu haben, als er noch am anderen Ende des Bahnhofs war. Wie das hätte gehen sollen, ist ihr allerdings nicht klar.

Aber, ja, sie weiß, was er meint. Ihre Söhne füllen, wenn sie heimkommen, das Haus mit ihren großen Füßen und ihren noch größeren Prioritäten, aber es gibt so vieles, was sie von ihnen nicht weiß. Ihre Freundschaften spielen sich auf Facebook und per SMS ab, nicht mehr in Form von

Menschen, die auf dem Festnetztelefon anrufen oder auf dem Fahrrad vorbeischauen. Alles, was sie von ihnen bekommt, sind seltene Einblicke, gelegentlich mal eine Umarmung, und wenn sie ihre Mutter gerade nicht anschauen, sucht Fern in ihren Mienen nach Hinweisen, indem ihr Verstand sie abtastet wie Finger eine Landkarte, jeden Schatten von Zweifel und Sorge aufspürt und versucht, sich zu erinnern, wie sie als kleine Jungen waren.

Sie lächelt Elliott an. »Ja«, sagt sie. »Kenne ich.« Sie hält inne. Ihre Tasse ist leer, ebenso wie seine. »Hör zu«, sagt sie, »ich glaube, ich sollte jetzt gehen, und du musst ja auch deinen Zug bekommen. Es war nett, dich zu treffen, wirklich nett.« Sie steht auf, schiebt ihren Stuhl zurück. Auch er steht auf, hustet, sucht in seinen Taschen nach Münzen und lässt ein paar auf dem silbernen Tablett mit der Rechnung liegen, das unbemerkt aufgetaucht ist. Vielleicht, denkt Fern, als er telefonierte. Da waren sie beide zu sehr im Augenblick gefangen, offenbar ohne ihre Umgebung wahrzunehmen.

»Es war wirklich nett«, sagt er, »und du siehst ... also ... du siehst richtig gut aus. Das freut mich.«

Diese letzte Bemerkung bringt sie erneut in Rage. Was fällt ihm ein! Wie kann er es wagen, über sie zu urteilen, ihr mit einem virtuellen Klaps auf die Schulter dazu zu gratulieren, dass sie ohne ihn so gut überlebt hat! *Wie hat sie das nur hingekriegt?*, fragt sie sich bissig. Entgegen allen Erwartungen hat sie es geschafft, ein angemessenes, ein erfolgreiches Leben zu führen, nachdem er sie an der Straßenecke hatte stehen lassen und ihr den Rücken gekehrt hatte, nachdem er beschlossen hatte, nicht zu bleiben und um sie zu kämpfen. Super!, denkt sie. Offensichtlich habe ich ihn überrascht!

Was herauskommt, ist jedoch lediglich: »Danke!«, und alles Unausgesprochene hängt schwer in der Luft. Aus dem Café dringen gedämpfte Geräusche, jemand kündigt an, dass der Neun-Uhr-achtundzwanzig-Zug von Gleis 3 abfährt, aber die Stimme ist verschwommen, weit entfernt.

»Können wir ... kann ich ...?«, sagt er. Sie spürt, dass er um die richtigen Worte ringt. »Können wir in Verbindung bleiben? Ich meine, jetzt, wo wir uns wieder begegnet sind. Es wäre doch eine Schande, das nicht zu tun, oder?«

Das hat sie die ganze Zeit befürchtet. Ja!, würde sie am liebsten ausrufen. Ja, das müssen wir. Doch irgendwo ganz hinten in ihrem Kopf zerrt etwas: Zweifel, Schuld, das Wort »falsch«. Wäre es nicht besser, es ruhen zu lassen? Das Hier und Jetzt als das zu belassen, was es sein sollte, bloß eine winzige Oase, ein erstarrter Moment, so, wie er es als junger Mann beschlossen hatte, als er sie damals verließ. Sie braucht ihn jetzt nicht, hat stattdessen so viel anderes.

»Wenn du mir deine Nummer gibst«, sagt er gerade, »schicke ich dir vielleicht später eine SMS. Sehen, was du heute Abend so machst. Vielleicht können wir uns ja, falls ich heute noch nach Hause komme, auf ein Glas treffen und uns alles Weitere voneinander erzählen. Es gibt immer noch so viel, was ich nicht weiß, über dich, über das, was du all die Zeit getrieben hast.«

Das erinnert sie so sehr an das erste Mal, als er sie ausgefragt hatte, bei einem Konzert der Studentenvereinigung. Der Klang seiner Stimme ist genau derselbe, nur sein Gesicht ist um einiges älter – weiser, wie sie hofft.

»Ja, okay«, sagt sie, ganz und gar nicht davon über-

zeugt, dass es okay ist, und fischt einen Kuli aus ihrer Tasche, zieht eine Serviette aus dem Spender auf dem Tisch und kritzelt rasch ihre Nummer darauf. Sie erwägt, ihm die falsche Nummer zu geben, so, wie man es in Filmen manchmal sieht, tut es aber nicht. Sie ist immer noch neugierig auf ihn, möchte immer noch versuchen, ihn so weit zu bringen, zu verstehen. Was genau zu verstehen, weiß sie nicht, einfach etwas davon, wie es für sie war, ein Leben ohne ihn an ihrer Seite zu führen. Letztlich, so vermutet sie, möchte sie auch die Möglichkeit haben, über ihn Gericht zu sitzen, *ihm* für das Leben, das er ohne sie geführt hat, Punkte auf einer Skala von eins bis zehn zu geben. Eigentlich sollte sie sich nichts davon wünschen, aber es ist wie in einer Achterbahn: Jetzt, wo sie drinsitzt, weiß sie nicht, wie sie wieder rauskommen soll.

»Danke«, sagt er, während er die Serviette zusammenfaltet und in seine Tasche steckt.

Sie schickt sich an zu gehen, kann schon den Vorwärtschwung ihres Körpers spüren, fühlen, wie die Distanz zwischen ihnen sich vergrößert. Sie kann sehen, wie sie Jules trifft, wie er seinen Zug nach Wales besteigt, weiß, dass diese Episode beinahe vorbei ist, fürchtet sich vor dem, was als Nächstes kommen könnte.

Er beugt sich über den Tisch und gibt ihr einen leichten Kuss auf die Wange. »Es war schön, dich zu treffen«, sagt er. »Wirklich schön. Ich schicke dir später eine SMS, okay?«

Auf diese Frage gibt es keine richtige Antwort. Fern wirft sich ihre Tasche über die Schulter, dreht sich um und entfernt sich von ihm. An der Stelle, wo er sie geküsst hat, singt ihr Gesicht leise. Sie widersteht dem Drang, sie zu berühren, blickt sich nicht um.

2

November 1986. »Hey«, sagte Fern, die Treppe hinunter hüpfend, als Jules gerade in die Küche zurückging.

»Selber hey«, antwortete Jules mit einem Blick über die Schulter, das Haar ein einziges Lockengewirr. »Hast du schon was getrunken?«

»Nö.« Fern musste die Stimme über den heißen Beat von A-ha erheben.

Zuvor hatte sie in ihrem Zimmer gestanden und die Kleider in ihrem Schrank betrachtet. Eine halbe Stunde blieb ihr noch, ehe die ersten Gäste kommen sollten. Das Haus war bestens hergerichtet: Auf dem Küchentisch standen stapelweise Plastikbecher, Flaschen mit verschiedenen härteren Sachen und billigem Wein, und im Wohnzimmer hatte Jules Schälchen mit Chips verteilt. Die Musik wummerte bereits.

Fern war sich mit den Fingern durch das gefärbte, kurzgeschnittene Haar gefahren, hatte sich für eine weiße Spitzenbluse und einen langen, bräunlichen Samtrock entschieden und ihre Schnürstiefeletten angezogen. Aus einem unerfindlichen Grund sang ihre Haut.

Die pulsierende Unzufriedenheit, die aus den Zimmern der beiden anderen jungen Frauen drang, mit denen sie und Jules das Haus teilten, war ihr nicht entgangen. Sie hatten ihnen von der Party erzählt, aber aus irgendeinem seltsamen Grund waren sie lieber in ihren Zimmern geblieben, als nach unten zu kommen oder auszugehen.

Vielleicht würden sie sich später dazugesellen. Fern hoffte es einerseits, wäre aber ebenso erleichtert, wenn sie es nicht täten.

Schon durchzog der süßliche Mief des Cannabisrauchs das Haus. Jules' Bruder Piers hatte es sich auf dem Sofa bequem gemacht. Er war schon seit ein paar Tagen da und hatte alle möglichen Sachen mitgebracht, die Fern noch nie gesehen hatte. »Alles klar?«, fragte sie ihn, während sie einen Schritt über seine großen Füße machte.

Er murmelte eine Antwort, während er die Asche seines Joints in eine leere Bierdose schnippte, die auf der Armlehne des Sofas balancierte. Die Asche zischte, als sie in die letzten Tropfen Flüssigkeit auf dem Dosenboden fiel.

»Übrigens«, sagte er, als Fern schon an der Küchentür war, »ich hab einem Kumpel, den ich in Hackney kennengelernt hab, gesagt, dass er vorbeikommen kann. Er heißt Dan. Okay? Ich glaube, er hat einen Bruder, der hier studiert oder so was.«

»Na klar«, sagte Fern, der keine andere Antwort einfiel. Jules' Bruder war ihr schon immer ein Rätsel gewesen. Er wirkte unberechenbar – aufregend, aber gefährlich. Jetzt verlagerte er sein Gewicht auf dem Sofa, und in der Pause zwischen den Songs quietschte das Leder seiner Jacke.

In stetigem Strom trafen Leute ein, und bald war das Haus voll mit Jeansklamotten und Hitze, und es gab Gelächter und hämmерnde Musik. Irgendwann fand Fern sich im Flur wieder, mit einem Glas lauwarmen Weißwein in der Hand, einem Kopf, in dem sich alles drehte, und einem gleichbleibenden Summen der Haut, zu dem dieses merkwürdige Singen sich abgeschwächt hatte. Sie unter-

hielt sich mit jemandem, den sie kaum verstand, aber dann musste dieser Jemand gesagt haben: »Hey, ich könnte noch ein Gläschen gebrauchen. Kommst du mit?«, und sie folgte ihm, wer immer er war, in die Küche.

In dem Moment, als sie über die Schwelle trat, hörte sie einen der Anwesenden etwas über New Order sagen, jemand anders antwortete, und dann wurden die Stimmen leiser, während sie selbst zum Fenster hinübersah und im Wohnzimmer die Musik wieder anhob.

Draußen war es dunkel, und das an der Scheibe hinabrinnde Kondenswasser erinnerte sie an die Weihnachtsgrotten, in denen sie als kleines Mädchen gewesen war. Leicht schwankend streckte sie die Hand aus, um sich am Türrahmen festzuhalten. Sie musste mehr getrunken haben, als ihr bewusst gewesen war. Die Bewegung ihres Arms, die kurze Stille nach der Diskussion über New Order, der Hauch einer Pause zwischen den Songs, das alles passierte gleichzeitig, und genau diesen Moment wählte ein junger Mann, der am Kühlschrank lehnte – ein Mann mit graugrünen Augen und braunem Haar, das er sich gerade in einer geschmeidigen Bewegung mit der Hand, die nicht das Bierglas hielt, aus der Stirn wischte –, um ihr quer durch den Raum einen Blick zuzuwerfen. Er lächelte, und sie lächelte zurück.

Es war, als würde sie an einem Gummiband herangezogen, dachte Fern, als ihre Füße sie durch die Küche trugen. Der Boden klebte von verschütteten Getränken, und sie konnte hören, wie Jules lachte, sehen, wie sie ihr Haar schüttelte, und dann stand sie vor dem jungen Mann mit den graugrünen Augen, und er sagte: »Hi, ich heiße Elliott«, und sie sagte: »Fern, ich heiße Fern.«

»Ich bin Dans Bruder«, fügte er hinzu, eine Stimme

wie warmes Wasser, »Wirtschaftswissenschaften, zweites Jahr.« Und dann lachte er, und sein Gesicht hellte sich auf, und etwas in ihr zersprang, ihre Haut fing wieder an zu singen, diesmal lauter, beharrlicher. Sie hatte keine Ahnung, was da vor sich ging. Noch nie hatte sie so etwas gefühlt. Dann: »Hey«, sagte er, »hast du Lust, irgendwohin zu gehen, wo es etwas ruhiger ist?«

Sie musste genickt haben, denn ehe sie sich's versah, folgte sie ihm nach oben, getrieben von Instinkt und einem ihr bisher unbekannten Verlangen. Sie war fix und fertig. Einmal griff er hinter sich und nahm ihre Hand. Seine Berührung war elektrisierend. Sie stolperte, und er sagte: »Bist du okay?«, woraufhin sie nickte.

Sie waren in ihrem Zimmer, auf dem Bett stapelten sich die Jacken. Von draußen konnte sie entferntes Sirenengeheul und von unten das Stampfen der Musik hören. Es war dunkel, und die Jacken auf dem Bett sahen aus wie eine Art schlummernder Riese. Er schloss die Tür, ging zu ihr hinüber und stellte sich hinter sie. Dann spürte sie, wie seine Finger den Ohrring zur Seite schoben und seine Lippen die Haut unmittelbar unter ihrem Ohr streiften. Sie zitterte.

»Willst du das?«, fragte er, während er um sie herumging und dann vor ihr stand. Noch umarmte er sie nicht, berührte sie nicht mit den Händen.

Ihr war, als wäre sie Tausende Kilometer gereist, als würde sie diesen Mann schon seit hundert Jahren kennen. »Ja«, brachte sie heraus und beugte sich vor, bis ihr Kopf an seiner Brust lag. Die war breit und warm, und er roch leicht nach Waschpulver und Zigarettenrauch.

Er hob ihren Kopf und küsste sie auf den Mund. Dann umfasste er mit beiden Händen ihre Brüste und rieb mit

den Daumen über ihre Brustwarzen. Ihr zog sich der Magen zusammen. »Fick mich«, flüsterte sie. Sie hatte keine Ahnung, woher die Worte gekommen waren, noch, was sie in Wirklichkeit bedeuteten. Sie hatte schon Sex gehabt, im ersten Jahr. Vorsichtigen, unbefriedigenden Sex mit einem Medizinstudenten, hatte dann angefangen, die Pille zu nehmen, und sie auch nicht mehr abgesetzt, hatte aber das Gefühl, dass das, worauf sie sich jetzt einließ, etwas völlig anderes sein würde. Das Verlangen war ursprünglich, es begann zwischen ihren Beinen, und ihr Gehirn war mit Hitze und weißem Licht gefüllt.

»Dachte schon, du würdest es nie sagen!«, bemerkte er mit einem kurzen Lachen.

Und dann führte er sie zum Bett, legte sich auf sie, bewegte sich auf ihr, an ihr hinunter, hob ihren Rock und schob mit der Zunge ihren Schläpfer zur Seite, und dann umfuhr er sie, und etwas in ihr schwoll an wie das Meer. Es war hungrig und salzig, und es war gewaltig, bis es abstürzte und sie zuckend, die Hände in seinem Haar, in die Dunkelheit keuchte.

Er schob sich nach oben, und sie zog ihn in sich hinein. »Brauchen wir was?«, fragte er, ihren Nacken küssend.

»Nein, alles unter Kontrolle«, sagte sie, und er kam in ihr, die Hände am Jackenstapel abgestützt, und dabei drang aus seiner Kehle ein Geräusch, das nach Festhalten und Loslassen klang, etwas irgendwo zwischen Freude und Verzweiflung.

Danach redeten sie nicht viel, sondern zogen sich still und langsam an, warfen einander flüchtige Blicke zu, und das Zimmer blieb dunkel, und die Musik spielte weiter, und man hörte Stimmen, und ihr Herz war hell erleuchtet, so als würden ganze Feuerwerke darin abgebrannt: Es

schlug so laut, dass sie zeitweise gar nichts anderes hören konnte.

Als sie später wieder unten waren, holte er ihr etwas zu trinken, stand mit einer Hand um ihre Taille im Wohnzimmer am Fenster, und sie schmiegte sich an ihn und spürte, dass sie an einem Ort angekommen war, von dem sie nicht gewusst hatte, dass sie ihn aufsuchen musste, dass es aber jetzt, wo sie dort war, für sie der einzige richtige Platz auf der Welt war. Leute waren gekommen und gegangen, und manche hatten mit ihnen geredet, andere nicht, und Fern konnte weder Jules noch Dan oder Jules' Bruder irgendwo entdecken. Vielleicht sind sie draußen, dachte sie und malte sich aus, wie deren Atem die kalte Novemberluft verdüsterte, stellte sich vor, wie sie zu den Sternen emporblickten.

»Kann ich dich wiedersehen?«, fragte Elliott, als die letzten Gäste sich allmählich verzogen und nur noch gedämpftes Licht zurückblieb, leere Flaschen und zwei Leute, die im Wohnzimmer zu einer imaginären Musik tanzten. »Morgen ist irgendwas bei der Studentenvereinigung. Hast du Lust, mitzukommen?«

»Ja«, sagte sie. »Wir sehen uns da. Okay?«

Er nickte, küsste sie auf den Mund, mit der Zunge an ihren Zähnen entlangfahrend und eine Hand auf ihrer Schulter, und später schlief sie in ihren Kleidern, die nach ihm rochen, und sie dachte an seinen Mund auf ihr und wollte alles noch einmal haben, noch hunderttausendmal wollte sie es haben.

Am nächsten Abend ging sie zur Studentenvereinigung, stieg die Steinstufen zur Eingangstür hinauf, zahlte Eintritt, suchte das Lokal nach ihm ab. Den Gedanken, dass er nicht da sein könnte, schob sie weit von sich, und

dann sah sie ihn, an einem Tisch unter einem Fenster. Der Platz neben ihm auf der Bank war frei.

»Hi«, sagte sie, als sie vor ihm stand.

»Selber hi«, erwiderte er lächelnd, und dieses Lächeln traf sie erneut wie ein Blitz, ließ ihr Herz hüpfen. Es war genau, wie sie es sich vorgestellt hatte, genau, wie sie es brauchte.

Später begleitete er sie nach Hause durch die klare, kalte Nacht. Das Seeufer war mit Reif gesprengelt, und die Luft klebte an ihren Gesichtern. Es fühlte sich an wie Leder auf der Haut. Das Wasser war tintenschwarz und still. Es sah uralt aus, geheimnisvoll.

Das, dachte sie, als sie über die Brücke gingen, um die Abkürzung zur Abbey Road und dem Haus, das sie mit Jules bewohnte, zu nehmen, das ist er. Das ist der Moment, um den alle anderen Momente kreisen werden. Dieser Moment wird nie wiederkommen. Davon war sie überzeugt, doch als Elliott fragte: »Woran denkst du gerade?«, antwortete sie: »Ach, eigentlich an gar nichts.«

»Das glaub ich nicht. Du sahst ganz abwesend aus.«

»Na gut, ich hab mich was gefragt.«

»Was denn?« Er hieb sie am Arm fest, blickte hinunter in ihr Gesicht, schob sie dann gegen das kalte Brückengeländer und drückte seine Beine an ihre. Sie konnte die Wärme seines Körpers, seinen Atem an ihrem Hals spüren.

»Ob es überhaupt noch besser werden kann als jetzt«, sagte sie leise.

»Aber hundert Prozent wird es das, das verspreche ich dir!« Er lachte und küsste sie. »Komm, es ist schon spät. Langsam sollte ich dich nach Hause bringen.«

Arm in Arm gingen sie schweigend weiter, und in die-

sem Schweigen ließ sie ihr Vertrauen in ihn und in das Versprechen, das er ihr gerade gegeben hatte, wachsen. Er und sie hatten ihr ganzes Leben noch vor sich. Es hatte die zufällige Begegnung auf der Party gegeben, das Sich-Verhaken in seinen Augen und seinem Lächeln, den Sex, den sie in der Dunkelheit ihres Zimmers gehabt hatten, und jetzt, an diesem Abend, gab es die Gewissheit, die er ausstrahlte, diesen Spaziergang in einer kalten Novembernacht und diese Schritte, die sie mit ihm, seinetwegen machte. Das war perfekt, aber es würde andere perfekte Augenblicke geben. Daran glaubte sie mit jeder Faser ihres Körpers, als sie ihren Schlüssel ins Haustürschloss steckte und er sagte: »Wir sehen uns morgen, ja?«

»Ja«, antwortete sie, erfreut darüber, dass sie die Nacht für sich haben würde, um an ihn zu denken und sich die nie enden wollende Reihe von Nächten auszumalen, in denen sie ihn kennen würde.

»Du lieber Himmel, Kleines«, sagte Jules, als Fern ins Wohnzimmer spazierte und dabei über zwei Dosen stieg, die noch herumlagen, »du siehst ja aus, als hättest du ein Gespenst gesehen.«

»Nee«, sagte Fern, »kein Gespenst, aber ich hab tatsächlich was gesehen, etwas, das, glaube ich, gut wird.«

»So ein Blödsinn«, sagte Jules. Sie saß auf dem Sofa, die Beine unter den Körper gezogen. »Völliger Blödsinn, aber dafür liebe ich dich!«

In dieser Nacht träumte Fern von Grasgeruch und konnte Möwen hoch über sich hinwegsegeln sehen. Sie war sieben und sie war in den Dünen, nicht weit von ihren Eltern entfernt. Die Welt schmeckte nach Zitrone, und sie trug blaue Shorts, und beim Rennen fegte ihr der Wind durchs Haar.

Als Nächstes waren da Pferde, wuchtige, stampfende Kreaturen mit rosskastanienbraunem Fell. Sie galoppierten dahin, und Fern flog über ihnen und schlug im Takt ihrer Hufe die Flügel. Sie konnte sehen, wie ihre Köpfe sich hoben und senkten und ihre Schweife hinten aus ihnen herausströmten. Mehr als alles andere wünschte sie sich, auf dem Rücken eines dieser Pferde zu landen, sich an seinen Hals zu klammern, seine Hitze an ihrer Haut zu spüren, das dicke Haar seiner Mähne zwischen den Fingern zu fühlen und auf ihm hinauszureiten, dorthin, wo Land und Himmel sich treffen.

Dann lag sie neben Elliott. Sie konnte ihn mehr fühlen als sehen. Er war Präsenz und Form. Da war sein pochendes Herz, und sie konnte seine Hand auf ihrem Körper spüren. Er war überall und er war nirgends, und sie wollte aufschreien, doch als sie den Mund aufmachte, kam kein Ton heraus.

Ihr Wecker riss sie aus dem Schlaf, und sie räkelte sich im Bett, versuchte, sich ihre Träume wieder ins Gedächtnis zu rufen, berührte sich flüchtig da, wo er sie zwei Nächte zuvor berührt hatte, verspürte plötzlich den dringenden Wunsch, es alles schon geschafft zu haben: ihr Leben mit ihm gelebt zu haben, in den Vierzigern zu sein und alles geordnet zu haben, zu wissen, dass es Augenblicke geben konnte, die noch besser sein würden als der am See. Dessen gewiss zu sein, wünschte sie sich mehr als alles andere, dort, in diesem Moment, an diesem Morgen, als alles fest und scharf und tief gefroren war.